

Die blaue Brille.

Von Henrietta Brahma.

„Aber meine beste Lady Hamilton, ich kann sie nicht ausstehen!“
„Aber Henry, mein lieber Junge, welcher Unfuss! Sie ist eines der besten Mädchen in der Welt und wird dich lieben, wenn Du sie näher kennen lernst.“
„Das ist's ja gerade. Ich kann sie ja gar nicht näher kennen lernen, Mylady. Ich glaube wirklich, das ist noch keinem Menschen gegliedert. Und sie scheint auch nicht den leisesten Wunsch zu haben, Jemand kennen zu lernen.“
„Komm, komm, Henry, Dich möchte sie näher kennen lernen.“
„Wirklich? Warum macht sie dann nicht wenigstens den Versuch dazu? Wochenlang habe ich mir die größte Mühe um sie gegeben, habe Alles und Jedes ihrtwewegen vernachlässigt —“
„Nein, Henry, das hast Du nicht gethan. Sicherlich hast Du nicht Miß Morgan, unsere Gouvernante, um ihretwillen vernachlässigt.“
„Oh, bei Gott, was das betrifft, Mylady, so würde ich viel lieber der Miß Morgan, die Gouvernante, heirathen —“
„Wie? Trotz der mächtigen blauen Brille und —“
„Nun gut! Diese blauen Brillengläser sind sehr häßlich, und ich gebe auch zu, daß es besser wäre, wenn sie ein bißchen mehr Haare hätte als diese paar dünnen, farblosen Strähnen, die unter ihrer schwarzen Haube hervorleuchten. Aber dafür weiß sie so reizend zu plaudern und stellt so kluge Fragen und ist so lieblich im Wesen und — dieses andere Mädchen, dem Sie mich bestimmen, Lady Hamilton, hat nicht ein Wort für einen Hund übrig. Es scheint, man kann ihr Interesse oder ihre Neugier gar nicht erregen. Es scheint, daß sie nichts zu wissen braucht, es scheint, sie hat nicht nötig, irgend Jemandes Meinung über irgend etwas in der Welt zu hören.“
Der junge Mann hatte sich in förmlichen Eifer gesetzt, und seine hübschen blauen Augen besteten sich fast bittend auf sein Gegenüber.
„Morgen also willst Du uns verlassen?“ wandte sich Lady Hamilton, das Thema wieder ändernd, an den jungen Mann.
„Ja! Sie wissen, ich muß.“
„Aber Du kommst bald zurück?“
„Ich hoffe! Ich werde den Tag noch wissen lassen.“
„All right! Doch da höre ich die Diner Glocke. Ich muß gehen und Toilette machen.“
Dieses Gespräch fand im Drawingroom eines etwas altmodischen Hauses in einem der Midland-Counties statt. Lady Hamilton, eine nicht mehr junge, aber noch hübsche Frau, war eine nahe Freundin von Henry Conway's Mutter gewesen, und da Henry jetzt allein in der Welt stand — sein Vater u. seine Mutter waren beide todt — hatte sie ihn „in die Hand genommen“ und sich seit einiger Zeit in den Klopff gefügt, ihn zu verheirathen. Sie dachte wirklich, in Miß Julia Bernish eine sehr passende Partie für ihn gefunden zu haben, da sie ein sehr hübsches Mädchen, sehr vermögend und auch elternlos war. Doch ging Henry wie wir gesehen, nicht so eifrig auf dieses Projekt ein, wie man erwartet hatte. Er war selbst vermögend und hätte es bei Weitem vorgezogen, eine Liebesheirath zu schließen. Er hatte für einen modernen jungen Mann recht romantische Ansichten über Liebe u. Ehe. Wie schön, dachte er, sich in ein armes Mädchen zu verlieben u. sich wieder von ihr lieben zu lassen, im Glauben, daß er arm sei! Erst nach vollzogener Trauung würde er ihr sagen, daß sie sich getäuscht, und sie und sich für's Leben glücklich machen!
Mit solchen Idealen im Kopf war es natürlich nicht leicht, zu Julia Bernish Neigung zu fassen. Und noch etwas stand dem im Wege. Lady Hamilton hatte eine Gouvernante für ihre drei Mädchen. Dieselbe war, wie wir schon hörten, sehr geschickt, sehr liebenswürdig und — häßlich. Eine große dunkle Haube bedeckte den Kopf, nur ein paar Strähnen sandfarbenen Haars lugten unter derselben hervor. Eine mächtige blaue Brille beschattete ihre Augen und verbarg dieselben fast gänzlich, doch behauptete sie, ohne dieselbe nicht sehen zu können. Henry's angeborene Ritterlichkeit hatte ihn seit dem ersten Au-

glick der Bekanntschaft veranlaßt, ihr außerordentliche Aufmerksamkeit zu erweisen. Er fühlte tiefes Mitleid für ihre Lage, für ihr unscheinbares Aeußere. Die Mehrzahl der Gäste des gastreichen Landhauses überfiel sie fast völlig, die Männer waren zu ihr nur so höflich, wie es notwendig war, die Frauen nahmen kaum Notiz von ihr. Ihre Zöglinge beteten sie an, und dies war mit ein Grund zu der hohen Meinung, die Lord und Lady Hamilton von ihr hegten. Henry gefielen ihre gesunden Ansichten in allen Dingen, und ihre Unterhaltung amüsierte ihn. Bei allen den heiteren Auführungen, den lebenden Bildern und Charaden, welche die langen Winterabende ausfüllten, erwies sie sich unschätzbar. Keiner wußte wie sie, einen Raum für seinen darzustellenden Zweck herzurichten, keiner wie sie, jede Person für die augenblickliche Ausfüllung ihrer Rolle zurechtzustufen. Da Henry meistens der Leiter dieser künstlerischen Arrangements, waren sie viel auf einander angewiesen und kamen merkwürdig gut mit einander aus. Das Ereigniß dieses guten Einverständnisses war ein Fischen und Fischen in der Damentwelt; über die Verschiedenheit männlichen Geschmacks und über die unglückliche Thatsache, daß ein hübscher, eleganter, junger Mann ein armseliges Geschöpf, das eine blaue Brille trüge und doch eigentlich nur ein Diensthote sei, anderen hübschen, eleganten, jungen Damen, kurz, Seinesgleichen, vorzöge.
„Ich fahre morgen nach London, Miß Morgan,“ sagte Henry am Abend seiner Unterredung mit Lady Hamilton. Er war ziemlich früh in den Salon heruntergekommen und fand Miß Morgan dort noch allein. Er freute sich darüber, es war ihm lieb, daß er dem Mädchen ungehört ein freundliches Lebewohl sagen konnte.
„Es thut mir leid, daß Sie fortgehen!“ sagte Miß Morgan in ihrer offenen Weise. „Wir werden Sie sehr vermissen.“ Einer der wenigen Vortheile eines unscheinbaren, eine blaue Brille tragenden Mädchens ist, daß sie sich so freundschaftlich und offen im Verkehr mit jungen Männern geben darf. Sie können nicht glauben, daß solche Mädchen den Versuch machen, mit ihnen zu „flirten.“
„Werden Sie mich vermissen?“ fragte Henry Conway leise und mit eigner Betonung.
„Ja,“ erwiderte sie in derselben freimüthigen Weise wie vorher. „Ich werde Sie sehr vermissen. Aber Sie kehren bald zurück, wie Lady Hamilton heute bemerkte?“
„Ich hoffe, sehr bald!“
„Ich hoffe es auch.“ Ihre Stimme klang süß und leise. Der Klang dieser Stimme erweckte, wie schon oft zuvor eine unerklärlich sonderbare Neugier und Erregung in ihm.
„Wissen Sie, daß mich Ihre Stimme manchmal förmlich verwirrt?“ bemerkte er nach einer Weile.
„Mir ist oft, als wenn ich dieselbe schon vorher gehört, ja, ich fühle es manchmal wie eine Gewissheit, daß wir uns schon einmal im Leben begegnet sind!“
„Wenn wir uns schon einmal im Leben begegnet wären,“ sagte sie langsam — man wußte nicht, ob der Ton, in dem sie sprach, kalt oder traurig klang — „so ist es nicht wahrscheinlich, daß Sie meinen Anblick so schnell vergessen haben würden!“
Augenscheinlich spielte sie auf ihr Haar, ihre Haube, auf die große blaue Brille an. Fast wünschte er, er hätte geschwiegen; dennoch trieb ihn ein unbestimmtes Gefühl, fortzufahren.
„Haben Sie vielleicht eine Schwester, mit einer Stimme, der Ihren sehr ähnlich?“
„Und mit einem Gesicht, dem meinen sehr unähnlich?“ fragte sie fast schallhaft zurück.
„Das sagte ich nicht und meinte es auch nicht!“ rief er fast ärgerlich.
„Gleichviel, was Sie meinten, Sie meinten nichts Unfreundliches, das weiß ich. Aber Sie legten mir jedoch eine Frage vor. Nein, Mr. Conway, ich habe keine Schwester, ich hatte nie eine, ich bin wie Melchisedech — ich habe keinen Verwandten in der weiten Welt!“
„Auch ich nicht!“ rief er. In diesem Augenblick trat Lady Hamilton in's Zimmer.
„Nun, Ihr Beide seid hier?“ sagte sie. „Das ist mir lieb, ich fürchtete, meine Gäste warten lassen zu haben. Daß ich Euch Beide allein ließ, hatte auch keine Gefahr, nicht wahr?“ schloß sie lachend.
Die arme, kleine Gouvernante! Das ganze Haus schien ihr seit Henry Conway's Fortgang verlassen und über, trotz der vielen Zusäßen, die es besaßen, und es einem Taubenschlag ähnlich machten. Warum hatte Henry zum

zweiten Male ihren Lebensweg kreuzen müssen! Ja, zum zweiten Male, obgleich ihm nichts von ihr, als eine dunkle Erinnerung geblieben, daß er einst eine Stimme gehört, die der ihren ähnlich! Nicht die leiseste Erinnerung an ihre persönliche Erscheinung! Wie bald vergaß er mich!“ sprach sie zu sich selbst. Sie hätte glücklich darüber sein sollen, daß die blaue Brille, die schwarze Haube und die gelben Haarsträhnen keinen tieferen Eindruck auf ihn gemacht. Aber unverständlich, wie diese Art Mädchen nun einmal ist, widersprach ein gewisses, traurig-wohles Gefühl in ihrem Herzen, dieser Pflicht, sich darüber zu freuen, und ihre Gedanken kehrten immer wieder zu den Worten zurück: „Wie bald hat er mich vergessen!“
Ja, sie war ihm zuvor begegnet, während eines längeren Besuches auf einem anderen Landhause, wo sie auch Gouvernante war. Bald hatte sie diese Stellung verlassen müssen, wieder ausgehoben in die harttherzige Welt, mit dem elenden Gefühl, von Neuem einen Lebensunterhalt suchen zu müssen. Und nun war Henry Conway unerwartet wieder in ihren Lebensweg getreten, und in ihr Herz war eine hoffnungslose Liebe zu ihm eingezo-gen, und sie wußte es, daß nun auch hier ihres Leidens nicht länger war. — Unglückliches, hoffnungsloses Mädchen, was hat es Gutes, daß Du Dich in einen reichen, eleganten, jungen Mann verliebst, da Du doch arm bist und eine blaue Brille trägst! Und in wenigen Tagen wolle er wieder kommen? Nein, sie konnte es nicht mehr ertragen, sie war fest entschlossen, der Qual ein Ende zu machen. Sie liebte ihre Zöglinge, sie liebte ihre gütigen Freunde Lord und Lady Hamilton, und dennoch fühlte sie, daß ihr ferneres Bleiben unmöglich sei. Sie mußte fort aus dem lieben Hause, wo man so gut zu ihr gewesen, wo seine liebe Stimme freundliche, gütige Worte zu ihr gesprochen, seine schönen blauen Augen voll Mitleid und Sympathie auf ihr gewirkt, fort und sich ein neues Heim suchen, um ihr traurig-einsames Leben weiter zu fristen; sie war ausgehoben aus dem Reichen der Glücklichen, der Reichen!
Nur Flucht blieb übrig, und Dies mußte geschehen, bevor Henry zurückkam. Würde er sie vermissen, wenn er wiederkehrte und sie nicht fand? Wie lange würde er sich ihrer erinnern? Nicht länger, sicherlich, als er dies früher gethan. „Um so besser,“ sagte sie, „für mich und ihn! Warum sollte er sich ihrer erinnern? Wirklich, warum?“ So vernünftigte sie mit ihrem Schmerz, und wie Alle wissen aus Erfahrung: wie bereit Liebe und Schmerz sind, auf weise Vernunftgründe zu hören, wie philosophisch sie sich zu einer besseren Ueberzeugung bekehren lassen, und wie friedlich sie unter dem befähigenden Einfluß einer Predigt werden!
Drei Tage später waren Lady Hamilton und die Gouvernante ihrer Kinder Abends allein im Salon zurück geblieben. Frühzeitig, als sonst, hatten sich die weiblichen Gäste in ihre eigenen Räume zurückgezogen, während Mylord sich mit den Herren in's Rauchzimmer begab.
„Miß Morgan,“ sagte Lady Hamilton plötzlich, „wenn Sie mir versprechen, zu schweigen, will ich Ihnen eine vertrauliche Mittheilung machen. Ich habe Julia Bernish bewogen, wiederzukommen! Sie kommt in einigen Tagen. Wir werden uns mit unseren eigenen Räumen einschränken müssen, das Haus hat fast den äußersten Grad seiner Elästizität erreicht, und die Drummonds werden auch noch erwartet. Aber ich muß Julia Bernish haben, um dem Paar noch einmal Gelegenheit zu geben? Mylady, welchem Paar?“
„Oh, verstehen Sie mich wirklich nicht?“
„Nein, Mylady! Ich fürchte, ich bin sehr schwer von Begriff!“
„Nun, ich will Henry verheirathet und solide wissen! Ich glaube nicht, daß ein Mann es zu etwas Ordentlichem bringt, so lange er und unverheirathet ist.“
„Ja!“ murmelte Miß Morgan, eigentlich nur, um die Unterhaltung fortzuführen.
„Nun gut! Sie wissen: junge Männer von heutzutage fragen nach Nichts, als Geld oder hübschem Aussehen! Die meisten ziehen Geld vor und fragen nach nichts sonst, aber Henry ist von besserem Schlage, er beansprucht ein hübsches Aeußere, ich weiß, zugleich mit Geld verbunden, aber immerhin, er hält auf Ersteres. Nun, hier hat er Alles: ein hübsches, wohlgezogenes Mädchen, mehr Geld, als er

braucht, und er braucht nur die Hand barnach auszustrecken. — Sie ist nicht sehr klug, darin stimme ich ganz mit Ihnen überein.“ Miß Morgan hatte nicht mit einem Wort ihrer Meinung über die intellektuellen Fähigkeiten Julia Bernish's Ausdruck gegeben — „aber ich glaube auch nicht, daß junge Londoner Männer Geist für nötig bei einer Frau halten.“
„Vielleicht — nein,“ brachte Miß Morgan hervor.
„Nein, sie wünschen ihn nicht, sie verabscheuen ihn sogar bei ihr. Sie finden, daß Geist sehr amüsiant bei einem Mädchen ist, das ihnen das Schicksal als Tischnachbarin bei einem Diner zuweist, aber sie betrachten ihn als gänzlich deplacirt bei einer verheiratheten, bei ihrer eigenen Frau. Auch Henry würde nie Neigung für eine Frau von Geist, ich meine als für seine fünftägige Frau, empfinden.“
„O nein,“ murmelte die Gouvernante wieder, „warum sollte er?“
„Richtig! Julia Bernish ist sogar sehr dumm, das weiß ich. Und ich würde sie nicht zur lebenslänglichen Gefährtin wählen. Aber Das ist etwas Anderes. Ich bin kein Mann!“
„Aber, Mylady,“ sagte Miß Morgan etwas ironisch, „Sie sind eine recht kluge Frau und sehr unterrichtet und so weiter, und — wenn Sie es mir nicht übel nehmen — dennoch sind Sie und Lord Hamilton ein wahrhaft ideales Paar!“
Mylady lachte gut gelaunt. „Ja, Liebste! Aber Das ist ja gerade, weil mein lieber Mann so dumm ist. Aber, Henry! Das ist etwas Anderes. Er ist überreich an Verstand und eigenen Ansichten und braucht nicht mit irgend welchen seiner Frau geplagt zu werden! Wenn Sie heirathen, Miß Morgan —“
„O, wenn ich heirathe!“
„Ja! Wenn Sie heirathen, müssen Sie einen gutmüthigen, sehr dummen Mann nehmen. Ich muß Ihnen einen ganz besonders dummen Mann aussuchen!“
„Oh, Mylady, Sie werden keine große Mühe damit haben, sie sind so häufig — es sind ihrer wie Sand am Meer!“ Und Miß Morgan machte einen tapferen Versuch, geistvoll und factastisch zu sein.
„Nun, Miß Morgan, müssen Sie mir helfen, Henry und Julia zusammen zu bringen! — Aber was ist Ihnen?“
Denn Miß Morgan war in einen Strom von Thränen ausgebrochen. Mylady, ich kann Ihnen dabei nicht helfen!“ schluchzte sie. „Ich kann Nichts thun, als Ihnen zu danken — und immer dankbar zu sein und Sie immer zu lieben und die lieben Mädchen und auch Mylord, ich liebe ihn sehr — wenn Sie es mir nicht übel nehmen, und ich weiß, Sie thun es nicht — denn er ist immer so gut und freundlich zu mir gewesen!“
„Guter Gott, Miß Morgan, worüber regen Sie sich auf? Natürlich lieben Sie uns Alle, denn wir Alle lieben Sie!“
„Aber ich muß fortgehen, ich muß Sie für immer verlassen, für immer — immer — ich muß schon morgen fort!“
„Miß Morgan! Uns verlassen? Für immer verlassen? Was auf Erden haben wir Ihnen gethan?“
„Nichts! Oh, nichts, was nicht gut und edel gewesen wäre, aber ich muß Sie trotzdem verlassen! Ich muß, ich muß! Und Sie dürfen mich nicht fragen, warum, ich flehe Sie an! — Nur — denken Sie immer nur Gutes von mir und lassen Sie mich gehen!“
Lady Hamilton war trotz mancher kleinen Sonderbarkeiten eine feinfühlig-freie Frau. Sie schloß das arme, schluchzende Mädchen mütterlich in ihre Arme und beruhigte und tröstete sie. Sie hatte wohl bemerkt, wie ritterlich aufmerksam und liebenswürdig Henry Conway zu der Gouvernante gewesen. Es wäre wahrlich besser, dachte sie im Unmuth, während sie noch die leise schluchzende Miß Morgan liebte und freudete, wenn die Männer diese armen Geschöpfe in Frieden ließen! Und sie kam allmählig zu der Ueberzeugung, daß es wirklich besser wäre, Miß Morgan wäre so lange abwesend, bis Henry mit Miß Bernish verheirathet sei. Dann wollte sie sich die Erzählerin zurückholen.
„Ich will Sie nicht mit Fragen quälen, Liebste,“ sprach sie, als sich Miß Morgan's Erregtheit ein wenig gelegt. „Sie werden für ihr Thun sicher Gründe haben. Aber Sie müssen mir Ihre Adresse geben, ich bin Ihre aufrichtige Freundin, und Sie müssen wiederkommen, vielleicht bald. Hier ist immer ein Heim für Sie.“
So schieden sie zur Nacht. Lady Hamilton suchte ihren Gatten auf und schüttelte ihm ihr Herz aus. Auch er

bedauerte lebhaft, daß die Gouvernante sie verlassen wollte, so lebhaft, daß er in seinem Bedauern über das eben Vernommene völlig vergaß, seiner Gattin mitzutheilen, daß Henry sich für diesen Abend ein wenig spät in Hamilton Castle angemeldet. Doch da Henry als eine Art häusliches Mitglied sein bestimmtes Logirzimmer im Schloß hatte, hielt er seine Vergesslichkeit ohne große Bedeutung.
Es war spät, als Henry Conway Hamilton Castle erreichte. Er bemühte sich, keinerlei Unruhe im Hause durch sein spätes Kommen hervorzurufen, darum wollte er sich so unbedenkt wie möglich direct in sein Zimmer zurückziehen. Dennoch war er erfreut, noch Licht im Rauchtabinet seines Wirthes zu bemerken, und er befand sich ganz in der Stimmung für eine gute Cigarre und ein ruhiges Gespräch, das ihn von gewissen eigenen Gedanken, die ihn seit einiger Zeit fast in Bann hielten, befreien möchte.
Der Lord war hoch erfreut, ihn so schnell zurück zu sehen.
Es war äußerst gemüthlich im Rauche und Gläser und Cigarrentische bald herbeigezogen.
„Weißt Du, daß wir bald Miß Morgan verlieren werden, Henry?“ bemerkte Mylord nach einer längeren Pause. Ihr bisheriges Gespräch hatte eine Weile andere Dinge berührt.
Henry's Gedanken hatten zur selben Zeit bei der kleinen Gouvernante gewirkt. Er fühlte, wie er unter der Wirkung von Lord Hamilton's Worten erschauerte. Ein langer Zug aus seiner Cigarre gab ihm Zeit, sich genug zu fassen und mit einer Art höflicher Gleichgültigkeit zu bemerken: „Das thut mir leid! Warum geht sie?“
„Ich weiß nicht. 's ist eine dumme Geschichte! Sie war die rechte Hand meiner Frau in und außer dem Hause.“
„Und weiß Mylady nicht, warum sie geht?“
„Nein! Sie ist sich wenigstens nicht klar darüber. Das Mädchen hat sich irgend etwas in den Kopf gesetzt.“
„Wann will sie gehen?“
„Morgen schon, glaube ich. Ich hatte das Mädchen immer gern, obgleich ich sagen muß: es war so etwas Geheimnißvolles um sie. Wie schade, daß sie nicht hübsch ist, und daß sie eine so schreckliche Haube und Brille trägt! Meine Frau meint,“ fügte er lachend hinzu, „sie wäre zu gut, um von Männern im Allgemeinen gewürdigt zu werden, wir fragten nur nach Rosetten und Glänzenden — aber, unter uns, Henry, wäre es nicht ein wenig hart, von einer Frau mit einer blauen Brille gefügt zu werden?“
„Ich glatte ja. Aber es wäre besser für uns, wenn wir nicht so viel auf Schönheit und äußerliche Vorzüge gäben. Im Grunde sehe ich eigentlich nicht ein, warum ein Mann nicht auch eine Frau mit einer blauen Brille lieben sollte.“
„Gewiß. Ich wünschte, irgend ein hochdenkender Mann fäpfe eine Neigung zu Miß Morgan und machte sie trotz blauer Brille und dem Lebzig zu seiner Frau! Doch gute Nacht jetzt! Du magst noch bleiben, wenn Du in der Laune dazu bist. Nur vergiß nicht, das Licht zu löschen.“
„Ich behaupte mein altes Quartier, denke ich?“
„Ja, natürlich, ich halte es für sicher — ich war den ganzen Tag abwesend. Doch — was wollte ich sagen? Wie weit bist Du mit der Kleinen, he? Du bekämpst einen weiblichen Phönix! Er ist allein, der arabische Vogel!“ citirte er.
„Zum Teufel mit dem arabischen Vogel!“ murmelte Henry.
„Heißt das: Du willst das Mädchen über Bord werfen?“ sprach Lord Hamilton.
„Mein Bester, ich habe das Mädchen nie gefragt, ob sie mich will, folglich kann ich sie auch nicht über Bord werfen. Sie macht sich nichts aus mir, noch aus was Anderem, ausgenommen, hübsche Kleider zu tragen und schön auszusehen.“
„Ich fürchte, meine Frau hat sich sehr engagirt in der Sache.“
„Aber ich hoffe doch, daß man mir erlaubt, meinen eigenen Weg zu gehen!“
„Recht, recht! Wir leben in einem freien Lande. Gute Nacht!“
Laufend wurde Gedanken durchkreuzten Henry's Hirn, als er mühsam zurückblieb. Sein Herz war sturmgepeitscht. Er konnte das interesselose, stumme Geschöpf nicht heirathen, um sein Leben damit zubringen, passende Gesprächsthemata für sie auszusuchen oder durch den Gedanken gemariert zu werden, daß sie jeden zu Tode langweilte, der das Unglück hatte, ihr Tischnachbar während eines Dinners zu sein. Und Miß Morgan! Warum mochte

sie fort wollen? Der Gedanke machte ihn sonderbar traurig. Guter Gott, konnte er in sie verliebt sein? O nein! Das war ja nicht möglich! Er hätte sich lächerlich gemacht! Ich, warum war eines Mannes Liebe abhängig von solchen Neufertlichkeiten! „Männer sind Gell!“ schloß er seine Betrachtungen. Mit diesem heilsamen Ergebiß seines Nachdenkens erhob er sich, um mit recht elendem Gefühl zu Bett zu gehen.
Das alte Haus war ganz durchzogen von Gängen, von unerwartet auftauchenden Wendeltreppen, die hier herab, dort hinauf führten, Thüren, welche den Blick nicht auf Zimmer, sondern auf andere Gänge boten, kleine Thurm-fenster an sonderbaren Stellen, wo in einer Mondnacht das Antlitz des Mondes plötzlich mit fast fürchterlich gewordener Neugier das Gesicht traf. Henry stieg vorsichtig weiter die Stufen hinauf. Er passirte drei Thüren, hinter welchen sogar noch flüsternde Stimmen hörbar waren — er fühlte instinktiv, es ginge im Hause etwas vor, das auf frühes Aufstehen hinweise, auf Menschen, die fortgingen, um nicht wieder-zufahren — an die arme kleine Miß Morgan dachte er, die aus einem geheimnißvollen Grunde fort wollte, hinaus in die kalte, die herzlose Welt. Er hätte gewünscht, sie noch einmal zu sehen, und fragte sich doch: zu welchem Zweck? Und er beschloß, sich nicht als größerer Thor zu benehmen, als ihn Gott und Natur geschaffen hatten.
Mit diesen Gedanken erreichte er sein Zimmer. Geräuschlos hatte er die Schwelle überschritten — als er gewahr wurde, daß der Raum schon bewohnt war.
Ja. Da sah ein weibliches Wesen im Neglige vor dem Toiletentischen. Augenscheinlich hatte sie ihre Frisur zur Nacht geordnet, denn dieses, gold-bedeckte Haar floß über Nacken und Schultern, ob, folk' göttliches, goldenes Haar, nicht lang, doch voll und lodig. Die Erscheinung hielt den Kopf gesenkt, das Gesicht schmerzvoll in den Händen vergraben, so daß sie den leisen Eintritt unerses Heiden nicht bemerkte.
Beschämt zog sie sich zurück und wollte eben die Thür hinter sich schließen, als ihm einfiel: wo sollte er nun eigentlich sein Haupt für die Nacht niederlegen? Dieser Raum war zweifellos sein ehemaliges Zimmer — gewiß, da waren ja die kleinen Wandregale mit seinen Büchern. War es nicht am vernünftigsten, der bekümmerten Inhaberin seine Verlegenheit zu erklären, sie zu fragen, ob sie nicht wisse, wohin sein Quartier verlegt? Die junge Dame war genügend angeleitet, um den ganzen Londoner Gemeinderath zu empfangen.
So, den Thürgriff in der Hand, drehend, begann er: „Ich bitte um Verzeihung, ich habe mich geirrt!“
Bei dem Ton seiner Stimme sprang die Dame von ihrem Sitz auf und wandte sich um.
Große, bezaubernde Augen, die, wie er nicht umhin konnte, zu bemerken, in Thränen schwammen, blickten ihm mit fast entsetztem Ausdruck an.
„Mr. Conway!“ schrie sie.
War das nicht die süße Stimme Miß Morgan's? Aber wo waren die Haarsträhnen und die blaue Brille? Guter Gott, dort lagen sie! Dort auf dem Toiletentisch, sieh: da liegt die Haube, da die blaue Brille!
„Oh! Gehen Sie!“ schluchzte sie leise, das Antlitz von Neuem in den Händen verbergend.
Er ergriff dieselben und zog sie mit sanfter Gewalt von ihrem Gesicht fort: „Warum weinen Sie?“ fragte er in leisem, ernstem Ton. „War dies eine Maserade? Und warum trugen Sie diese —?“ Er deutete auf den Tisch.
„Oh bitte, fragen Sie mich nicht und gehen Sie!“
„Nicht bevor Sie beichten! Oh, ich fühle, daß ich Sie kannte, Sie sind das junge Mädchen, das ich in Oberst Lawrence's Haus fand und das dort so plötzlich verschwand.“
Miß Morgan konnte sich nicht eines kleinen Aufregtes weiblicher Bitterkeit erwehren, als sie der so schnell vor ihm vergehenden Stunden in Oberst Lawrence's Haus gedachte, und daß man sie um feinsten Willen dort vertrieben, da Mrs. Lawrence, von eisernstiger Natur, sie wegen ihrer „Kotterien“ mit Mr. Conway beleidigt hatte. In diesem Augenblicke vernahm man im Gange leise flüsternde Stimmen: Miß Morgan drängte ihn sanft zur Thür hinaus, und er stieß fast mit Lord Hamilton zusammen. Näm auf dem Fuße folgte Mylady, die ihm schon von Weitem zurief: „Oh, Henry, lieber Junge, welche Vergesslichkeit! Doch es ist nicht meine Schuld, mein Mann sagte kein Wort, daß Du gekommen, als jetzt eben; das Haus ist so überfüllt, und ich brachte Miß